

SINA BEERWALD

# DAS BLUTRÖTE PARFÜM



Weltbild

Blutrot ist dein Duft. Blutrot soll dein Tod sein.

1776: Amélie muss aus Paris fliehen, nachdem ihr Mann tot in seiner traditionsreichen Parfümerie liegt. Sie hat nur noch ihre Tochter Linnea – und den Schatz ihres Wissens. Keine kennt die Welt von Sandelholz und Lavendel wie sie. Sie kehrt in ihre alte Heimat zurück: Auf die windumtoste Insel Mont-Saint-Michel. Zum Missfallen der Kirche eröffnet sie eine Duftwerkstatt. Als sie vor ihrer Tür eine bestimmte Essenz findet, ahnt sie, dass sie sterben soll, sobald ihr Mörder sein tödliches Parfüm für sie vollendet hat.

Sina Beerwald

# Das blutrote Parfüm

Historischer Roman

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Sina Beerwald, 1977 in Stuttgart geboren, studierte Wissenschaftliches Bibliothekswesen. Nach ihren beiden erfolgreichen Romanen Die Goldschmiedin und Die Herrin der Zeit liegt nun ihr dritter historischer Roman vor: Das blutrote Parfüm. Weitere Informationen zur Autorin auf [www.sina-beerwald.de](http://www.sina-beerwald.de)

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Sina Beerwald

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München [www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

Die deutsche Erstausgabe ist 2010 im Heyne Verlag erschienen.

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

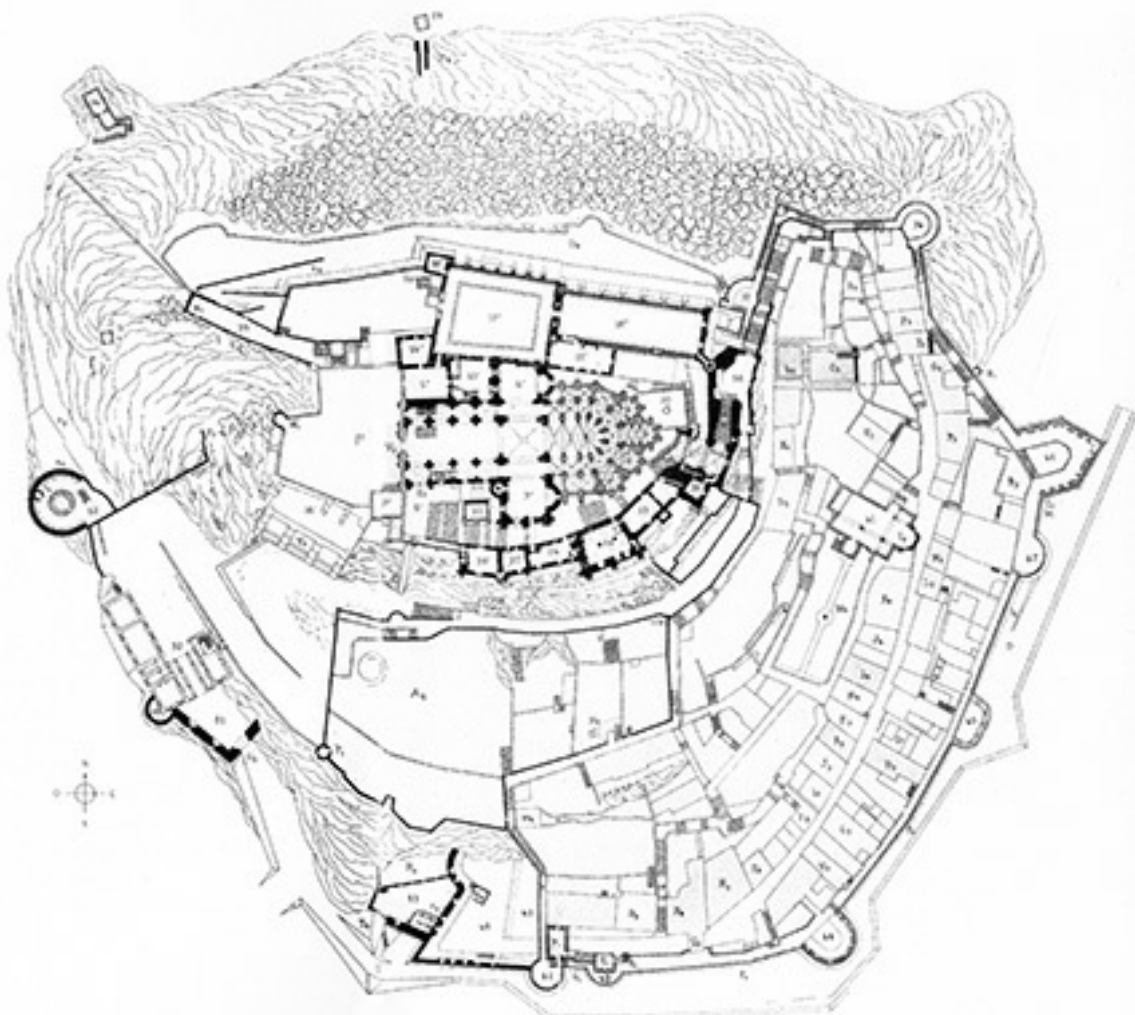
ISBN 978-3-95973-358-8

# GESAMTPLAN DES MONT-SAINT-MICHEL

(Skizze von Paul Goussier aus der Zeit um die Jahrhundertwende nach der Restaurierung)

- 2' Chor
- 3' südliches Querschiff
- 4' nördliches Querschiff
- 5' Teil des ehemaligen Domchorraums
- 6' Saal Gavilans-Terrasse
- 7' westliche Terrasse
- 14' Kreuzgang
- 16' Turm des Götterhauses
- 18' Refektorium der Mönche
- 19' Kreuzgang
- 21' Wohnraum der Mönche im 17. Jh. (an der Stelle der früheren Kirche der Marienkl. heute Bibliothek)
- 22' Abwechslung (17. Jh.)
- 25' Belle-Chaise
- 27' Katharina-Kapelle
- 29' Außen-Brunnen
- 30' Zisterne der Agnes (14. Jh. errichtet)
- 33' Farns-Kassette
- 34' Farns-Turm
- 34' Nordturm
- 36' Barbekane des Châtelet
- 37' Clavel-Turm
- 38' Ankle
- 41' Farnkloster
- 42' Königsturm
- 44' West- oder Fischer-Turm
- 45' Denis- oder Nördlicher Turm
- 46' Rosen- oder Königin-Turm
- 47' Chlois- oder Halbrund-Turm
- 48' Barbekane des Haupteinganges
- 50' Zisterne des Almoners (Anfang 16. Jh. errichtet)
- 51' Farns- oder Kavelin-Vorwerk
- 52' Gabriel-Turm
- 43' Vorposten
- 54' Außen-Kapelle
- 71' Große Terrasse
- 81' Symphonie-Brunnen
- 83' Schlund (Treppe unter dem Châtelet)
- 84' Gemeindefriedhof
- 82' Garten der Nonnen
- 51' Wächterhäuschen
- 52' Gemeindefische
- 71' Alkademium
- 72' Apis der Pfarrkirche (16. Jh.)
- U8' Haus von Ephraïm Ragueneil (der Überlieferung gemäß wählte hier die Flies von Bettsand de Guesclier)
- W1' Lattenmauer
- X3' Haus zum „jugendlichen Weibchen“

Vor den zählbaren Angaben, die Paul Goussier in seinem Plan macht, sind hier nur jene angegeben, die für den Leser von Interesse sein könnten (Übersetzungen wurden nur allein die Namen der Privatbesitzer)



## PROLOG

Nach Mitternacht erfüllte ein betörender, süß-holziger Duft die Räume des herrschaftlichen Hauses in der Pariser Rue Dauphine. Warm und weich schmiegte sich der Geruch in ihre Nase. Eine neue und besonders verwegene Parfümcreation, weil diese verbotene Lüste wecken konnte ...

Im Schein der Öllampe kniete sich Amélie in der Parfümwerkstatt nieder. Sie achtete darauf, mit dem Stoff ihres weißen Mousselinekleides den leicht gekrümmt vor sich am Boden liegenden Männerkörper nicht zu berühren. Mit einer letzten zärtlichen Geste schloss sie ihrem toten Ehemann die Augen, strich ihm vorsichtig die dunkelrot verfärbten, klebrigen Haare von der aufgeplatzten linken Schläfe, dort, wo der Tod seine Krallen hineingehauen hatte. Hassliebe wallte in ihr auf.

Neben dem Kopf der Leiche hob Amélie die Reste des zerbrochenen Flakons auf, vorsichtig, um sich nicht an den scharfen Glaskanten zu schneiden. Blassgelbes zähflüssiges Öl tropfte aus dem schön geschliffenen Fläschchen und vermischte sich mit dem Blut an ihren Fingern.

Fassungslos starrte sie die rötliche Spur des Todes an. Warum hatte es so weit kommen müssen? War das wirklich alles geschehen? Panik durchflutete sie. Wie einen Fremdkörper streckte sie ihre Hand weit von sich und ließ das Flakon fallen. Sie sprang auf und suchte nach einer Möglichkeit, sich die Zeichen der Schuld abzuwischen.

Amélie hastete in der Parfümwerkstatt umher, dem Raum, von dem ihr Mann stets angenommen hatte, er sei ihr fremd. Doch sie kannte nahezu jede der über einhundert Essenzen in den Fläschchen: Orange, Sandelholz und Rose waren ihr längst vertraut, ebenso wie die schwierig zu bezähmenden animalischen Gerüche von Zibet, Moschus und Ambra. Schließlich war ihr Ehemann häufig und lange genug bei der Kundschaft und anderswo unterwegs ... Gewesen, fügte sie in Gedanken hinzu und glaubte, an dem ungesagten Wort zu ersticken.

Zitternd wanderten ihre Hände im Halbdunkel auf dem massiven Holztisch zwischen Flakons, Pipetten und Döschen hin und her, und endlich fand sie das klein zusammengefaltete Baumwolltuch zwischen den Bechergläsern, in das ihr Mann immer hineingeatmet hatte, um die vom Riechen angestrengte Nase zu beruhigen und wieder für neue Gerüche aufnahmefähig zu machen. Sie tränkte den Stoff mit reichlich Parfümalkohol und schrubbte ihre blutverschmierten Finger, bis das Brennen auf ihrer Haut in einem stechenden Schmerz gipfelte. Hektisch knüllte sie das mögliche Beweisstück zusammen, stopfte es in ihren Ausschnitt und griff nach der Öllampe.

Amélies Atem ging flach und stoßweise, und wie unter Zwang warf sie einen letzten Blick auf den Toten. Ihr stämmiger Ehemann lag halb auf dem Rücken, als sei er vor etwas zurückgewichen und dabei unglücklich gestolpert. Seine Beine waren leicht angewinkelt, der Kopf unnatürlich zur Seite gedreht. Dieses Bild verfolgte sie, als sie aus der Werkstatt lief.

Draußen mitten im langen Flur blieb sie abrupt stehen und horchte in die vom flackernden Lichtschein erhellte Dunkelheit. Ihre Tochter, wo war sie hingernannt?

Amélie eilte ein paar Türen weiter zu ihrem Zimmer. Da die Bediensteten alle im

Seitenflügel des Anwesens schliefen, musste sie nicht befürchten, durch ein unbedachtes Geräusch jemandes Aufmerksamkeit zu erwecken.

In dem großen, mit kostbaren Schnitzmöbeln ausgestatteten Mädchenzimmer spürte Amélie die Anwesenheit ihrer fünfzehnjährigen Tochter. Nach kurzer Überlegung riss sie die vergoldete Kleiderschranktüre auf, und tatsächlich, Linnea kauerte in dem seit Kindertagen nicht mehr benutzten Versteck zwischen den bestickten Seidenkleidern, hielt die Knie mit den Armen umschlungen und sah ihr mit angstvoll geweiteten, tränennassen Augen entgegen.

»Es ist nichts passiert!«, herrschte Amélie ihre Tochter im Ausbruch der Verzweiflung an, fegte die bunten Stoffe achtlos beiseite, packte Linnea an der Schulter und schüttelte sie, was ihr zugleich leidtat.

»Hast du verstanden?«, rief sie und leuchtete ihr mit der Lampe ins Gesicht.

»Mon père«, schluchzte Linnea, jegliche Farbe war von ihren sommersprossigen Wangen gewichen. »Papa!«

»Vergiss die Bilder in deinem Kopf! Es ist nichts passiert, Linnea, hörst du, nichts ist passiert! Komm heraus und such deine Sachen zusammen! Wir machen eine kleine Reise.«

Immer noch hemmungslos weinend kletterte Linnea aus dem Schrank und blieb mit abgewandtem Kopf und leicht nach vorn gebeugtem Oberkörper vor ihrer Mutter stehen.

»Sieh mich an!« Fordernd griff Amélie nach dem Kinn ihrer Tochter und erschrak selbst über die Härte ihrer Geste. Sie streichelte Linnea in wortloser Entschuldigung über die Wange und strich ein paar in Unordnung geratene rote Haare am Hinterkopf des Frisurenkunstwerks glatt, mit dem die Tochter ihren Vater an seinem heutigen, sechzigsten Geburtstag hatte beeindrucken wollen. Doch Alphonse de Maurier hatte es vorgezogen, der eigens für ihn arrangierten Feier mit über zweihundert geladenen Gästen von Beginn an fernzubleiben und sein Erscheinen nach Mitternacht hatte er damit gerechtfertigt, dass er bei der Präsentation seiner neuen Parfümcreations von der Kundin in deren Hause aufgehalten worden sei.

Eine Ausrede, dachte Amélie. Längst gab sich Alphonse keine große Mühe mehr, etwas nach außen hin vor ihr zu verbergen. Ein Jahr lang hatte sie ihren Ehemann beschworen, der Familie zuliebe die Sache zu beenden. Zum Jahreswechsel hatte er es ihr versprochen, und vier Monate später immer noch nicht Wort gehalten.

Linnea hielt dem Blickkontakt nicht mehr stand, sie drehte sich von ihrer Mutter weg, und ihre angespannte Körperhaltung zeugte davon, dass sie am liebsten weggerannt wäre. Amélie übergang ihre Abwehr, umarmte Linnea und drückte ihren Kopf sanft an ihre Brust, wo ihr Herz wild hämmerte.

Doch Linnea entzog sich ihr. »Der Geruch, Maman, ich halte den Geruch nicht aus!«

Erschrocken presste Amélie die Faust auf ihren Ausschnitt, aus dem der Duft des blutroten Parfüms strömte.

»Maman?« Linnea entzog sich ihr. »Es war ein Unfall, es war doch ein Unfall, nicht wahr, Maman?«

»Natürlich, meine Kleine, natürlich. Es war sicher keine Absicht – und jetzt kein Wort mehr davon. Schwör mir das!«



»Ich schwöre«, wiederholte Linnea in hilfloser Verzweiflung. »Aber Maman, wir können ihn doch nicht einfach da liegen ...«

»Kein Wort mehr!«, fuhr Amélie ihrer Tochter erneut über den Mund. Linnea tat die augenscheinliche mütterliche Härte sichtlich weh, doch Amélie fühlte sich nicht mehr als Herrin ihrer selbst, vielmehr war sie eine Gefangene des Geschehens. Was sollte sie jetzt tun? Ihre Gedanken kreisten wie von Windmühlenflügeln getrieben, und sie glaubte, jeden Moment den Verstand zu verlieren.

»Linnea, hör zu, du tust jetzt genau, was ich sage. Du packst sofort deine wichtigsten Habseligkeiten. Kleidung, Wäsche, ein paar Bücher! Aber wirklich nur das Notwendigste! Alles muss in eine Reisetruhe passen. Wenn dich jemand von den Bediensteten fragt, sagst du, wir werden zur Erholung wegfahren, während dein Vater auf eine längere Geschäftsreise nach England gehen musste. Ich kümmere mich um alles ...«, auch wenn mein Plan alles andere als durchdacht ist, setzte sie im Stillen hinzu.

\*\*\*

## DAS BLUTROTE PARFÜM

»Ein ewiger Duft, dessen Rezept ich dir vorgeben werde, Essenz für Essenz.«

Zwei kräftige, hintereinander angeschirrte Rösser zogen mit gesenkten Köpfen den offenen Karren über das Watt. Unablässig schnaubten sie den Sand aus den Nüstern, die Muskeln spannten sich unter dem schwarzen, perlglänzenden Fell. Tiefe Räder Spuren gruben sich in den goldgelben Sand, auf einer unberührten und einsamen Ebene von mörderischer Schönheit.

Halb sitzend, halb liegend kauerte Amélie auf einem schmalen Brett auf der rechten Vorderseite des Karrens, der für Erntefahren, nicht aber für Personenreisen gebaut war. Mit dem Zipfel einer steif gewordenen Leinendecke, die das geladene Gut notdürftig bedeckte, schützte sich Amélie vor dem angriffslustigen Aprilwind. Eingepfercht zwischen waghalsig gestapelten, eilig festgezurrten Kisten saß ihre Tochter zähneklappernd auf der gegenüberliegenden Seite und sorgte sich, dass sie die kostbare Ladung – das Einzige, was sie noch besaßen – nicht verloren.

Auf dem Festland, im Ort Genêts an der normannischen Küste, von wo aus Amélie zum ersten Mal wieder ihre Heimat draußen im Meer schemenhaft erblickt hatte, sangen bereits die Frühlingsboten ihr Lied, die Magnolienbäume öffneten ihre zartrosaweißen Knospen und verströmten einen seelenvollen, süßen Duft. Auf dieser schutzlosen Weite aber waren die Böen noch schneidend kalt.

»Maman«, rief Linnea, »wann sind wir endlich da? Und wohin fahren wir überhaupt? Warum sagst du mir das nicht endlich?« Ihre Stimme verriet die Zerrissenheit zwischen Misstrauen und blindem Vertrauen ihrer Mutter gegenüber.

Amélie entschloss sich, ihre Tochter nicht länger im Ungewissen zu lassen. »Wir sind ganz weit im Norden des Landes, Linnea. Und wir erreichen bald unser Ziel, eine Insel vor der Normandieküste.«

»Wir fahren auf den Mont-Saint-Michel?«, schlussfolgerte Linnea sofort mit ungläubiger Stimme, obwohl sie den Namen der Heimat ihrer Mutter einzig von knappen Erwähnungen her kannte. »Werden wir dort wohnen? Wer lebt da noch? Gibt es dort wilde Tiere? Erzähl mir davon!«

Amélie richtete ihren Blick in die Ferne. Die Sonne schien vom wolkenlosen Himmel, das Meer hatte sich bis zum Horizont zurückgezogen, und doch spürte sie den herannahenden gluckernden Wellensaum. Sie roch das Salz in der Luft, trocken und stechend klebte es in ihren Nasenflügeln. Die Gefahr des auflaufenden Wassers lauerte in ihrem Rücken – man sagte, die Flut näherte sich mit der Geschwindigkeit eines galoppierenden Pferdes.

»Da gibt es auch nicht viel zu erzählen!«, erwiderte Amélie. »Es ist eine kleine vorgelagerte Insel, wie du weißt, und ich war seit rund zwanzig Jahren nicht mehr dort. Das ist alles.« Ihr stand jetzt nicht der Sinn nach vielen Worten, zu übermächtig war ihre nervöse Anspannung.

Die ungewöhnlich groß gebauten Kutschenräder drehten sich knirschend und unablässig im Sand mahlend wie Mühlsteine. Stillstand an der falschen Stelle bedeutete den Tod, das Versinken in einer Falle auf sicher geglaubtem Boden. Der Treibsand verschlang alles, was sein gieriges Maul fassen konnte, zog die Beine eines Menschen an den Knöcheln in die Tiefe, und je mehr sich derjenige wehrte, desto schneller sank sein Körper ein, bis nur noch Schultern und Kopf herausschauten. Gänzlich verschlungen wurde ein Mensch nur in sagenumwobenen Legenden; tatsächlich war es die aufkommende Flut, die die hilflosen Schreie der Todgeweihten erstickte und binnen eines Augenblicks das qualvoll begonnene Werk ihres Komplizen vollendete.

Der schwarz gekleidete Kutscher trieb die Pferde an. Gebeugt saß er unmittelbar vor ihnen auf dem behelfsmäßig wirkenden Kutschbock, die angewinkelten Füße auf der Deichsel abgestützt. Aus dem Handgelenk ließ er die Peitsche knallen und die Schnur dicht über den Rücken der Tiere hinwegsausen. Er hatte nach der Preisverhandlung in Genêts nicht einmal seinen Namen genannt, nur mit einem Nicken seine Zustimmung kundgetan und danach ohne ein Wort die schweren Kisten auf den Karren gehoben. Seiner sehnigen Gestalt war die in ihr steckende Kraft nicht anzusehen, und es fiel Amélie schwer, sein Alter zu bestimmen, er konnte erst knapp dreißig, aber auch schon über vierzig sein. Sein Äußeres jedenfalls, seine geflickte, nachlässige Kleidung, die zerzausten, schulterlangen schwarzen Locken, sein struppiger, bis auf die Brust reichender, salzverkrusteter Vollbart machten ihn zu einem von jenen Menschen, denen Amélie in Paris aus dem Weg zu gehen gelernt hatte.

»Wie ist Ihr Name?«, fragte Amélie im spontanen Bemühen, sich den Fremden ein wenig vertraut zu machen.

Der Kutscher drehte sich halb um, und im Ausdruck seiner wasserblauen Augen lag spöttische Belustigung. »Brauchen Sie unbedingt einen Namen für mich? Dann nennen Sie mich Montagnard.«

Bergbewohner? Amélie lag eine Nachfrage auf der Zunge, doch er hatte sich bereits wieder nach vorne gewandt, um jegliche Fortsetzung des Gesprächs im Keim zu ersticken. Ausgesprochen redselig, dieser Montagnard, dachte sie. Leider war er jedoch der einzige Kutscher auf dem Festland gewesen, der spät an diesem Vormittag noch auf Kundschaft gewartet hatte.

Die widrigen Wegbedingungen fochten den Kutscher nicht an, mit stoischem Gesichtsausdruck, die kräftigen Augenbrauen zusammengezogen, behielt er sein Ziel im Blick.

Die schemenhaften Umrisse des Mont-Saint-Michel traten allmählich klarer aus dem Dunst hervor, so als zöge jemand ein hauchdünnes Tuch über dem verwaschenen, graublauen Steinhaufen fort. Der mit jeder Minute deutlicher ins Goldbraune changierende Felsen erhob sich aus dem Wasser wie zum Gebet gefaltete, gichtgekrümmte Hände und schwoll zu majestätischer Größe an.

Unzählige kleine Steinhäuser knieten dicht gedrängt in starrer Anbetung vor der über ihnen thronenden Kirche. Die Fialen am Strebewerk der Kathedrale ragten wie Stacheln in den Himmel, umsäumt von einer unüberschaubaren Fülle an Verzierungen, Säulen, Bögen, Türmchen und Wasserspeiern. Ein unwirklicher und verwunschener Ort. So als

habe Gott dieses unliebsame Gewächs einst mit spitzen Fingern am Kirchturm gepackt, samt den umliegenden Häusern mit dem Wurzelballen aus der Erde gerissen, in diesem Niemandsland hier fallen gelassen und dem Vergessen anheimgestellt.

Mit ehrfurchtsvollem Erstaunen und wachsender Neugierde betrachtete Amélie ihre Heimat, Erinnerungen flochten sich in ihre Gedanken, sie saugte die Fülle an Eindrücken in sich auf und konnte sich kaum sattsehen.

Wie viel hatte sich wohl verändert? Tief in ihrem Herzen kannte Amélie die Antwort: Nichts. Auf dem Mont war die Lebensweise der Bewohner festgeschrieben wie die von Moses in Stein gemeißelten Gebote. Alles würde noch so sein wie damals. Ein beruhigender und zugleich auch ein wenig erschreckender Gedanke. Wie mochte das näher rückende Ende der Reise wohl auf Linnea wirken? Amélie warf einen Seitenblick auf ihre Tochter und schloss aus deren fahrigem Beinbewegungen auf eine zunehmende Unruhe des Mädchens.

»Wie geht es dir?«, schrie Amélie, um das Rädergeräusch zu übertönen.

»Gut, aber ich kann ... ich kann die Kiste ... sie rutscht!«, hörte Amélie gerade noch, dann folgte der schmatzende Aufprall auf dem Sandboden.

»Kutscher, anhalten!«, rief Linnea voller Entsetzen und machte sich zum Absprung bereit.

»Kind, um Gottes willen, nicht! Nicht springen!« Amélie rappelte sich auf.

Gerade noch rechtzeitig drehte sich Montagnard auf dem Kutschbock um, packte Linnea am Arm und bugsierte sie mit einer energischen Bewegung zurück. »Hier ist dein Platz, junges Fräulein!«

»Aber ich will ...«

»Du willst dich umbringen, ja?«, schnitt der Kutscher ihr das Wort ab.

»Wir müssen die Sachen retten!«, rief Linnea.

Amélie versuchte ihre Tochter zu beruhigen und schaute dabei der Kiste nach. Da erkannte sie den roten Strich, mit dem sie den Deckel markiert hatte. Ihr wurde heiß und kalt. »Meine Tochter hat Recht!«, redete sie auf den Kutscher ein. Amélie gelang es aufzustehen, schwankend suchte sie auf der engen Trittstelle das Gleichgewicht.

Die Peitsche knallte dicht neben ihr. »Solange ich auf dem Kutschbock sitze, verlässt niemand dieses Gefährt!«, brüllte Montagnard. »Kein verfluchtes Gepäckstück auf dieser Welt ist ein Menschenleben wert!«

Erschrocken über seinen Ausbruch setzte sich Amélie wieder hin, aber den Verlust konnte und wollte sie nicht hinnehmen. Die Augen gegen die Sonne abgeschirmt schaute sie in Richtung der verlorenen Habe. Rund acht Pferdelängen weit lag diese nun schon entfernt, und der Abstand wurde immer größer. Sie rang mit sich, dachte daran, ihr eigenes Leben zu riskieren, um ihrer beider Zukunft zu retten.

Ruckartig stand sie wieder auf. Sie bahnte sich einen Weg an Montagnards Kutschbock vorbei und sprang.

Zuerst landete sie auf den Füßen, doch im Schwung fiel sie nach vorn, ihre Hände griffen in den nassen Sand, ihre Knie wurden feucht. Mühsam rappelte sie sich auf, zwei Schritte, noch zwei Schritte, dann sank sie bis über die Knöchel ein. Panik wallte in ihr auf, sie versuchte sie zu verdrängen und nicht zurückzuschauen. Weiter, weiter, dachte

sie nur. Sie verlor einen Schuh, den anderen.

»Maman!«, schrie Linnea. »Komm zurück!«

Amélie drehte sich um. Die Kutsche hatte die Fahrt verlangsamt und schien doch bereits unerreichbar weit weg. Wohin jetzt? Die kalte Sandmasse umschloss schon ihre Waden, kroch weiter ihren Weg der drohenden Vernichtung.

»Nicht bewegen!« Montagnard warf ihr das Ende eines langen Seils zu, und es landete genau vor ihren Füßen, Wasser spritzte auf. »Halten Sie sich daran fest und dann langsam, langsam zu uns zurückgehen!«

Amélie hielt die Luft an, sie drehte sich noch ein letztes Mal nach der Kiste um, dann krallten sich ihre Finger um das Seil, sie redete sich ein, ihre Füße steckten nicht in einer tödlichen Falle, während sie sich zu retten versuchte, begleitet durch die schluchzenden Schreie ihrer Tochter.

Ihr Herz raste, als sie endlich das große Kutschenrad zu fassen bekam. Mit zitternden Beinen und letzter Kraft kletterte sie in den sich weiter fortbewegenden Wagen, wobei ihr der Kutscher nun nicht mehr half. Mit verschlossener Miene rollte Montagnard das Seil auf, richtete den Blick nach vorn und nahm die Zügel wieder auf.

»Maman!«, rief Linnea erleichtert.

Mein Gott, dachte Amélie, wie schnell war das gegangen, wie leichtfertig hatte sie ihr Leben riskiert und ihre Tochter beinahe als Waisenkind zurückgelassen.

»Es ist alles gut, Linnea, alles gut. Wir sind bald da. Es ist nichts passiert ...« Plötzlich beunruhigt tastete sie in ihrer Rocktasche nach dem Münzbeutel und stellte erleichtert fest, dass er noch da war.

»Was war in der Kiste, Maman?«

»Nichts Wichtiges, mein Mädchen, nichts Wichtiges«, versuchte Amélie sie auf andere Gedanken zu bringen. Erschöpft nahm sie ihre unbequeme Position auf dem schmalen Brett wieder ein und atmete tief durch. Nichts Wichtiges, nur unersetzbar wertvolle Parfümessenzen, die Grundlage, auf der ich unser neues Leben aufbauen wollte. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie schloss ihre Lider, damit niemand ihre Verzweiflung sehen konnte.

\*\*\*

Die Zeit bis zur Ankunft verging ihr plötzlich viel zu schnell. Amélie öffnete die Augen, als der Kutscher das Ende der Fahrt ankündigte. Für ihr Gefühl waren kaum fünf Minuten vergangen, aber der Zwischenfall im Watt musste der zurückgelegten Strecke nach zu urteilen gut eine halbe Stunde her sein. Sie fuhren entlang der hohen Ringmauern des Berges, die sich im seichten Wasser spiegelten. Auf den beiden südlichen Wachtürmen seitlich des Haupttores schlugen die rotgelben Fahnen sanft im böig auffrischenden Wind, es wirkte wie ein freudiges Zuwinken.

Amélie hörte die ersten Geräusche aus dem Dorf, Hufgeklapper, Kindergeschrei und Hundegebell hallten aus den engen Gassen, wo sich schindelgedeckte Steinhäuser aneinanderlehnten, krumm und gebeugt wie altersschwache Menschen. Amélie versuchte ihr Elternhaus weit oben auszumachen und war erleichtert, es noch stehen zu sehen.

Doch aus dem verfallenen Kamin stieg kein Rauch auf. Das aufkommende flaue Gefühl im Magen verdrängte Amélie mit der einfachen Erklärung, dass das Feuer ausgegangen sein könnte und der Vater oder die Mutter gerade dabei waren, frisches Holz oder Kohlen nachzulegen.

Vor dem Haupttor sprang Amélie vom Karren und spürte festen Boden unter ihren Füßen. Eiskalt fühlte sich dieser an, und erst jetzt kamen ihr die im Watt verlorenen Schuhe wieder in den Sinn. In feuchten Strümpfen stand sie vor dem unscheinbaren Haupttor, dem ersten von insgesamt dreien, das den Zugang zu dieser abgeschiedenen Festung sicherte – wobei für sie immer die Frage war, ob sich die Bewohner vor Feinden schützen oder sich vielmehr vor der Welt verschließen wollten.

Verschämt schaute sie an sich hinunter. Das mantelartige, vorne offene Überkleid aus gerafftem, blauem Taftstoff war am Saum durchnässt, und der silberfarbenen glänzende Rock wies auf Kniehöhe dunkle, sandverkrustete Flecken auf. Sah so eine Dame von Welt aus? Wie peinlich, nach zwei Jahrzehnten in solch einem Zustand in ihrem Elternhaus anzukommen. Und wie saß überhaupt ihre Frisur? Lächerlich, sich jetzt mit solchen Sorgen zu befassen, aber es lenkte sie von ihren quälenden Ängsten ab, die mit jeder Minute des näher rückenden Wiedersehens mit den Eltern schlimmer wurden. Sie tastete über ihre hochaufgesteckten Haare, unzählige Strähnen hatten sich gelöst, wie sie mit Besorgnis feststellte.

»Du bist hübsch, Maman, sehr, sehr hübsch«, hörte sie die Stimme neben sich. Nach diesen Worten kehrte Amélie in die Wirklichkeit zurück. Aus Scham über ihre ertappte Eitelkeit fühlte sie Röte in die Wangen steigen.

»Und du bist die schönste und tapferste Tochter auf der ganzen Welt!« Sie half Linnea auszusteigen und schloss sie fest in die Arme. »Wir haben es geschafft, wir sind da.« Mit einem Kopfnicken deutete sie der durchs Tor fahrenden Kutsche hinterher.

»Komm, lass uns meine Heimat betreten.« Amélie nahm ihre Tochter an der Hand, doch Linnea entzog sich ihr wieder.

»Lass das, Maman. Ich bin alt genug.« Es widerstrebte ihrer Tochter sichtlich, dieses ihr fremde Dorf, diese Festung, zu betreten.

»Es wird bestimmt interessant, du wirst sehen. Ich war damals sechzehn, fast so alt wie du, als ich meine Heimat verlassen habe.«

»Um mit Papa wegzugehen?«

»Ja. Er war Parfümhändler, war aber als Pilger auf den Mont gekommen, und er hat mir den Kopf verdreht.«

»Papa war viel älter als du. Was haben deine Eltern dazu gesagt?«

Amélie atmete tief durch. »Wir haben jetzt keine Zeit, darüber zu sprechen, das erzähle ich dir später! Mach dir keine Gedanken, meine Eltern werden mir im Lauf der Jahre meinen plötzlichen Weggang verzeihen haben und mich mit Herzensfreude wieder in den Schoß der Familie aufnehmen. So sie noch leben ...« Sie verstummte.

»Und wenn sie gestorben sind?«, wandte Linnea zaghaft ein.

»Das glaube ich nicht«, wiegte sie sich selbst und ihre Tochter in Sicherheit, obwohl ihr die Vernunft sagte, dass sie damit rechnen musste. »Außerdem habe ich noch Geschwister, und ich kenne viele Bewohner hier. Die Montois sind ein eigenes Volk, eine

ingeschworene Gemeinschaft, aber ich bin eine von ihnen und bin mir sicher, sie werden uns mit offenen Armen empfangen.« Amélie schenkte ihrer Tochter ein aufmunterndes Lächeln und schob sie an den Schultern sanft vorwärts. Gemeinsam betraten sie den kleinen Vorhof hinter dem ersten Tor, der Porte de l'Avancée.

Zwei Offiziere der Bürgermiliz in dunklen Uniformen mit silbernen Knöpfen und weiß verzierten Hüten stellten sich ihnen mit Speißen bewaffnet entgegen.

»Was führen Sie in der Kutsche mit sich und was ist Ihr Begehrt?«, fragte der deutlich Ältere von beiden ohne Begrüßung, während er auf den Karren zeigte und sie von oben bis unten musterte. Sein geringschätziger Blick blieb bei ihren bestrumpften Füßen hängen.

Um Worte der Erklärung und Entschuldigung ringend brachte Amélie nur einen halben Satz hervor, dann verstummte sie vor ihrem respektinflößenden Gegenüber: »Wir sind auf dem Weg zu ...« In seinem schmalen Gesicht spannte sich eine dunkel verfärbte Narbe quer über die linke Wange. Seine stechend blauen Augen suchten unerbittlich und schamlos in ihrem Gesicht nach irgendeiner Spur, die sich mit seiner offenkundigen Erinnerung verknüpfen ließ.

Schlagartig erkannte Amélie ihn wieder als den Wirt des Gasthauses La Coquille, das unterhalb ihres Elternhauses am Ende der großen Straße gelegen war, dort wo die breite Treppe für die Pilger auf den Berg hinaufführte. La Coquille, die Muschel als Zeichen der Pilger ... Raoul Pirou. Sofort sah sie die Bilder aus Kindertagen wieder vor sich. Schon damals war sie auf dem Heimweg vorzeitig abgebogen und hatte lieber den steilen Weg über die hohen, ausgetretenen Stufen und am Friedhof vorbei genommen, nur um eine Begegnung mit ihm zu vermeiden. Heute würde sie es wieder tun, das spürte sie. Seine Eltern waren Nachbarn von ihnen, aber in ihrem Haus hatte sich dieser unangenehme Mensch Gott sei Dank nur selten blicken lassen.

Um die offensichtliche Ungeduld des Wächters und Wirts Pirou zu besänftigen, gab sie schnell zur Antwort: »Mein gesamtes Hab und Gut befindet sich in den Kisten.«

»Auch Waren?«, fragte der zweite Wächter, ein jüngerer und weitaus sympathischer wirkender Mann. Er versuchte wie ein Schuljunge, ein strenges Gesicht zu machen, seine großen braunen Augen schauten dabei so freundlich und unschuldig drein, dass sich Amélie ein Lächeln verkneifen musste. Fünf, sechs Jahre jünger als sie schien er zu sein, die dreißig hatte er aber wohl schon erreicht, daher könnte sie ihn aus früheren Tagen kennen. Sie kramte in ihrem Gedächtnis, versuchte sich sein Aussehen als Kind vorzustellen, doch es kehrte keine Erinnerung wieder.

»Ja, auch Waren«, gab sie freiwillig zu, ehe den Männern einfallen konnte, ihr gesamtes Hab und Gut zu durchsuchen.

»Welcher Art?«, hakte Pirou sofort nach.

»Düfte.«

»Düfte?«, echoten die Männer gleichzeitig mit zur Schau gestelltem Erstaunen.

»Ja, drei Kisten mit Fläschchen. Mit Essenzen, aus denen sich Parfüms herstellen lassen«, präzisierte Amélie ihre Aussage.

»Eine davon haben wir auf dem Watt verloren«, korrigierte Linnea augenblicklich, und Amélie seufzte innerlich über die ausgeprägte Wahrheitsliebe ihrer Tochter. Aber

vielleicht war es besser so.

»Wie ist Ihr Name?«, forschte der Wirt des Gasthauses weiter, der seiner Pflicht, sich wie alle gesunden Männer stundenweise der Bürgerwehr zur Verfügung stellen zu müssen, offenbar besonders Genüge tun wollte.

»Amélie Dupont«, stellte sie sich mit ihrem Mädchennamen vor.

Die beiden Männer warfen sich einen Blick zu, und Amélie vermutete dahinter endgültig herannahende Schwierigkeiten. Sie überlegte kurz, ob es doch von Vorteil gewesen wäre, sich mit ihrem angeheirateten Namen zu erkennen zu geben, als der Wortführer unvermittelt in haltloses Lachen ausbrach und der andere zögernd, aber pflichtschuldig darin einfiel.

»Bitte, Madame.« Mit einer linkischen Geste, der Verbeugung eines Spaßmachers auf dem Jahrmarkt würdig, trat Raoul Pirou beiseite und machte ihr den Weg frei.

Das Gelächter begleitete Mutter und Tochter über den Vorplatz und wurde noch lauter, als der Kutscher seine beiden Pferde vor dem zweiten Tor an der Seite, um die Durchfahrt nicht zu blockieren, zum Stehen brachte. Montagnard sprang vom Kutschbock, band sein Leitpferd an einer der Bombarden an, die noch von dem fehlgeschlagenen Angriff der Engländer vor über dreihundert Jahren stammten und nun mit warnendem Stolz seitlich des Eingangs präsentiert wurden. Der Kutscher klopfte den beiden Rappen den Hals und machte sich dann ohne weitere Umschweife daran, die Kisten abzuladen.

»Was erlauben Sie sich? Das können Sie doch nicht einfach tun!«, echauffierte sich Amélie und deutete durch das zweite Tor in die dahinterliegende Gasse, die zwar eng war, aber immer noch für eine Kutsche zugänglich gewesen wäre. Im Hintergrund sah man das steinern verzierte Königstor mit dem ein Stück weit heruntergelassenen Fallgitter.

»Mein Dienst ist hier zu Ende«, kommentierte Montagnard sein Tun.

»Sie müssen bis zum Ende der langen Straße weiterfahren und mir die Kisten über die Treppen zum Haus hinauftragen!«

»Mein Auftrag lautete, ein armes, junges Fräulein, eine lebensmüde Mutter sowie dieses Gepäck zum Mont zu bringen. Und nun sind wir da.«

Amélie blieb ob der Unverfrorenheit zunächst die Sprache weg. Fassungslos starrte sie den schwarzbärtigen Lumpenkerl an, und es blieb ihr kaum etwas anderes übrig, als mit ihm zu verhandeln, während er Kiste um Kiste vor ihr abstellte.

»In Ordnung«, rang sie sich schließlich durch. »Ich bezahle Ihnen mehr Geld.«

»Geld?«

»Ich werde Sie gut entlohnen. Ich biete Ihnen vierzig Sous.«

Montagnard schüttelte entrüstet den Kopf und hob das vorletzte Gepäckstück vom Wagen.

»Dann also sechzig.« So langsam begann die Summe zu schmerzen, nicht weil ihr das Geld fehlen würde, davon hatte sie in ihrem Beutel genug mitgenommen, sondern weil sie diesem impertinenten Menschen soeben rund drei Tagelöhne geboten hatte und er nicht darauf eingehen wollte.

»Ich habe meine Arbeit getan, wie es abgemacht war.«

»Einhundert Sous?« Als sich auch bei diesem Angebot kein Zeichen seiner Zustimmung



regte, schob sie mit aufkeimender Wut hinterher: »Sie können das Geld doch gut gebrauchen!«

»Ach, so sehe ich wohl aus, ja? Ein Almosen für einen armen Bergbewohner? Erstens: Ich mache mir nichts aus Geld. Heute ist es da und morgen wieder weg. Und zweitens: Man kann im Leben nicht alles kaufen, merken Sie sich das.« Mit diesen Worten ließ er sie stehen und schlenderte durch das Tor.

»Warten Sie gefälligst!«, schrie Amélie, obwohl sie wusste, dass es vergeblich war. Er hielt es nicht einmal für nötig, sich nach ihr umzudrehen, sondern verschwand aus ihrem Blickfeld, offenkundig, um dort in eines der Gasthäuser zu gehen. Ein junges Mädchen ging mit mitleidigem Blick an ihnen vorüber, in blau-rotem Kleid und mit zwei Weinkrügen beladen. Insgesamt stapelten sich nun acht Kisten und vier große Säcke vor Amélie und ihrer Tochter.

»Linnea, bleib bitte einen Augenblick allein bei der Kutsche und achte auf unsere Sachen! Ich bin sofort zurück ...« Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte Amélie durch das Königstor dem Kutscher hinterher.

Gasthaus an Gasthaus reihte sich auf beiden Seiten der Grande Rue, der großen Hauptstraße, wie die stolzen Einwohner die kutschenbreite Gasse zu nennen pflegten. Wie ehemals warben das Licorne und das Saint Michel um Kundschaft, die Messingschilder berührten sich fast über der Mitte der Gasse, wie lange Arme, die sich ausstreckten, um die Konkurrenz im Zaum zu halten.

Zornerfüllt stapfte Amélie in Strümpfen auf das nächstgelegene Gasthaus zu, die Hôtellerie Saint Michel, ein hübsch hergerichtetes, traditionsreiches Steinhäuschen mit weiß und blau blühenden Hyazinthen vor dem Doppelfenster. Ein süßer, schwerer, fast betäubend wirkender Duftswall entströmte den sich wie reife Weintrauben um den Stiel drängenden Blüten, und Amélie spürte förmlich, wie der Duft sie umfing. Sie atmete tief durch, schmerzlich stieg die Erinnerung an die auf dem Meeresboden für immer verlorenen Essenzen in ihr auf, und zögerlich betrat sie den kleinen, aber freundlich eingerichteten Gastraum.

Sofort verstummten alle Gespräche. Irritiert blieb Amélie stehen. Hatte sie etwas falsch gemacht? Auf dem Mont war man Fremde, Heerscharen von Pilgern, doch seit alters her gewöhnt! Aber mit dem Anblick einer in Pariser Mode gekleideten Dame, noch dazu in Strümpfen, war man offensichtlich nicht vertraut. Die Gäste zeigten ungeniert mit den Fingern auf sie, wohl auch, weil sie die ausgeprägte Wölbung über ihrem Hintern fremdartig anmutete, doch für Amélie war es längst zur Gewohnheit geworden, die Formschönheit ihrer rückwärtigen weiblichen Rundung mit einem Cul de Paris, erzeugt durch ein kleines Kissen unter dem Kleid, zu betonen. Das Zischen und Tuscheln hinter vorgehaltener Hand mündete in ein lauter werdendes Gemurmel, und es gab kritische Blicke, besonders von den Frauen.

Soeben hatte Amélie sich noch namentlich vorstellen und ihre Herkunft benennen wollen, doch jetzt schnürten ihr die unverhohlenen entgegengebrachten Ressentiments so sehr den Hals zu, dass sie fluchtartig den Raum verließ.

Draußen in der Gasse wuchs ihre Verstörung. Das stark geglaubte Gefühl der alten Verbundenheit mit ihrer Heimat erschien ihr mit einem Mal tönig, aber für heute gab es

kein Zurück mehr, die Gezeiten des Meeres hielten sie auf der Insel gefangen.

In den nächsten drei Gasthäusern konnte Amélie Montagnard nicht entdecken, und die Wirte schüttelten auf ihre Nachfrage hin die Köpfe. Auch die Reaktion der Wirtshausbesucher auf ihre Person blieb auf erschreckende Weise dieselbe wie in der Hôtellerie Saint Michel, schwankend zwar manchmal zur Neugierde hin, aber immer in ablehnender Haltung verharrend.

Vor dem nächsten schmalen Steinhaus standen trotz der noch kühlen Frühjahrszeit kleine Tische draußen, doch auf keinem der Stühle saß Montagnard, nur ein paar Männer, ungefähr in ihrem Alter, die sich die Zeit mit Kartenspielen vertrieben – und damit, den vorübergehenden Frauen nachzuschauen.

Aus dem Wirtshausfenster roch es nach gebratenem Lamm mit Rosmarin und Amélie hielt inne. Erfüllt von diesem Geruch musste sie daran denken, dass sie zuletzt am frühen Morgen einen Teller Milchsuppe mit Brot gegessen hatten ... Jetzt war es später Nachmittag, aber noch viel dringender als Nahrung brauchte sie diesen gottverdammten Montagnard! Vor dem Tor durften ihre Sachen nicht liegen bleiben, und wenn dieser ungehobelte Bergmensch nicht sofort zur Stelle sein würde, konnte er etwas erleben!

Die drei Kartenspieler bemerkten ihr Näherkommen, das Spiel kam zum Erliegen. Stühle rückten, jedermann kämpfte um die beste Sicht auf ihre Person. Als sie zwei von den Männern wiedererkannte, klopfte ihr Herz vor Freude, doch sie ließ sich nichts anmerken: Es waren die beiden rothaarigen Zwillinge, damals nur die Brigands rouges genannt, die roten Räuber, und jetzt konnte sie auch den dritten, recht dicklich gewordenen Mann als ehemaligen Nachbarsjungen einordnen. Ob sie ihn heute noch mit Monsieur le Comte, mit Herr Graf, ansprachen? Das war in Kindertagen sein Spitzname gewesen. Sie dachte daran, sich zu erkennen zu geben, empfand jedoch das Versteckspiel als amüsant und wartete gespannt auf das Erkennen auf der anderen Seite.

»Verzeihung, die Herren, könnte mir wohl jemand von Ihnen bei meinem Gepäck behilflich sein? Es steht noch unten am Boulevardtor ...«

»Aber natürlich!«

»Selbstverständlich!«

»Gewiss doch!«

Wie auf Kommando erhoben sich die drei, sodass die Stühle rumpelten. Irritiert über doch so viel unerwartete Hilfsbereitschaft machte Amélie einen Schritt rückwärts.

»Achtung!«, hörte sie dabei hinter ihrem Rücken eine Männerstimme rufen, als sie auch schon von einem heftigen Schlag an ihrer Schulter getroffen wurde, das Gleichgewicht verlor und zu Boden fiel. Die Hände ihrer alten Freunde griffen nach ihr, erschrocken rappelte sie sich mit deren Unterstützung aus dem Straßenschmutz auf.

Den versehentlichen Angriff hatte ein Müllersbursche mit zwei geschulterten Mehlsäcken verursacht. Selbst noch schwankend von der Wucht des Aufpralls warf ihr der junge Mann einen entrüsteten Blick zu, murmelte dann aber eine Entschuldigung und ging schlurfenden Schrittes weiter, um die Ware vom Festland in einem der nächsten Gasthäuser abzuladen.

Amélie sah auf ihr verschmutztes Kleid, das mittlerweile einer Zigeunertracht gleichkam, sie beschloss jedoch, kein weiteres Aufheben um die Sache zu machen, und

drehte sich frohgemut wieder zu den Kartenspielern um.

»Nichts passiert«, erklärte sie den besorgt dreinschauenden Männern, die dicht hinter ihr stehen geblieben waren.

»Gott sei Dank. In welche Hôtellerie soll Ihr Gepäck denn gebracht werden?«, fragte Monsieur le Comte sogleich nach.

»In kein Gasthaus.« Lächelnd fügte Amélie hinzu: »Zum Haus meiner Eltern! Ich bin eine gebürtige Montoise, habe den Berg aber vor rund zwanzig Jahren verlassen. Erinnerst ihr euch nicht an mich?« Kokett lächelnd wartete sie auf eine Reaktion und gedachte währenddessen der gemeinsamen, abenteuerlichen Streifzüge über den Mont, auf der Suche nach Höhlen, Geheimverstecken und verborgenen Schätzen. In der Gruppe hatte sie damals als einziges Mädchen Anerkennung gefunden, und darauf war sie mächtig stolz gewesen.

Doch jetzt machte ratloses Kopfschütteln die Runde. Belustigt über das schlechte Erinnerungsvermögen der Herren gab sie selbst die Antwort: »Mein Name ist Amélie, Amélie Dupont!«

»Amélie Dupont? Oh, das tut mir jetzt leid, aber ich habe doch keine Zeit zum Helfen«, entgegnete einer der Zwillinge wie verwandelt und wandte sich ab.

»Ich auch nicht«, schloss sich der zweite an und folgte seinem Bruder eilig an den Tisch zurück.

»Zum Haus des spinnenden Weibsbilds? Ohne mich!«, erklärte Monsieur le Comte voll inbrünstiger Ablehnung.

»Aber was redet ihr denn da?«, fragte Amélie fassungslos nach. »Weshalb Haus des spinnenden Weibsbilds? Ihr verwechselt da etwas. Was ist denn los? Ihr kennt mich doch!«

Die Männer hatten ihre Karten wieder aufgenommen und gaben vor, in ihr Spiel vertieft zu sein, und Amélie wusste, sie würde keine Antwort mehr bekommen.

Nun gut, was auch immer diese eigensinnigen Montois zu ihrem Verhalten antrieb, ihr Sturkopf sollte ihnen aus früheren Tagen bekannt sein und wenn nicht, dann würden sie diesen erneut kennenlernen. Noch nie hatte sie bei irgendwem um einen Gefallen gebettelt – und wenn man ihr den Beistand versagte, dann musste sie sich eben selbst helfen.

»He, Müllersbursche!«, rief sie einer plötzlichen Eingebung folgend dem jungen Mann hinterher, der offensichtlich gerade den Inhalt seiner Mehlsäcke abgeliefert hatte und nun wieder an ihr vorbeigegangen war. Sie raffte ihre Röcke und hatte ihn schnell eingeholt. »Warte!«

Verwundert drehte sich der junge Mann um.

\*\*\*

Linnea machte große Augen, als ihre Mutter noch schmutziger als zuvor und mit zwei leeren Mehlsäcken über dem Arm zurückkehrte. Und Amélie staunte ihrerseits, weil die Kutsche weg war.

»Montagnard war hier«, sprudelte ihre Tochter hervor. »Maman, warum hast du mich